

# Zur Dufourbiographie von Eduard Chapuisat

Autor(en): **Meier, Walther**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **3 (1935-1936)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759273>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Zur Dufourbiographie von Eduard Chapuisat

von Walther Meier

*Bildnisse der Generale Dufour und Herzog:  
Als Wanderer grüß' ich euch gern  
In biederer, altväterlicher Gasthaus-Stube,  
Oft auch in schlichter, weißgetünchter Kammer.*

Gustav Gamper

Den Namen Dufour habe ich zum ersten Male aus dem Munde meines Urgroßvaters vernommen. Ich erinnere mich heute noch wohl daran, wie er mit mir vor dem Bilde des Generals stand, das als einziger Schmuck an der Wand seiner Bauernstube hing. Es zeigte Dufour auf einem Schimmel reitend, den Zweispitz mit dem flatternden weißen Federbusch auf dem Kopf. Unter dem Bilde war eine Trompete aufgehängt an einer grünen, geflochtenen Schnur. Mein Urgroßvater war damals neunzig Jahre alt, ein kleines zähes Männchen, von noch recht regem Geiste. Sein Rücken war von der Last der Jahre dermaßen gekrümmt, daß er seinen Kopf ebenso sehr in den Nacken drücken mußte wie der Knirps von Enkel neben ihm, um zu dem Bild hinaufzuschauen. Mit zittriger Hand deutete er in die Luft und sagte: «Der hinter ihm, das ist der Oberst Frei-Hérosé, und die rote Armbinde mit dem eidgenössischen Kreuz, die beide tragen, die hatten wir Soldaten alle auch. Ich kann dir meine noch zeigen.» Dann kramte er im «Sekretär» herum und entnahm ihm schließlich einen verblichenen Briefumschlag. Darin war sie wirklich. Ich durfte sie mir sogar umlegen. Jeden Abend während jener Ferienwoche, wenn er vor dem grünen Kachelofen saß, zwischen den Knien einen runden Feldstein, auf dem er alte, rostige Nägel gerade hämmerte, legte ich es darauf an, ihn über seine Erlebnisse im Sonderbundskrieg auszufragen. Er machte mir dann mit tiefer Brummstimme alle Signale vor, die er als Trompeter im Felde hatte blasen müssen. Aber von «Schlachten», von denen ich so begierig war etwas zu vernehmen, wußte er wenig zu erzählen. Zu meinem Leidwesen sagte er, wenn ich darauf bestand, meistens nur: «Es ist eben alles, Gott-seidank, blitzschnell gegangen; der Dufour ist halt beim Napoleon in der Schule gewesen . . .»

\*

An diese kleine Jugenderinnerung und besonders an diesen Anspruch des bäuerlichen Sonderbundsveteranen mußte ich beim Lesen von Chapuisats Dufourbuch<sup>1</sup> des öftern denken. Es zeigt nämlich eindrücklicher als alle früheren Lebensbeschreibungen des «Premier Soldat» der Schweiz, daß dessen Geist und Charakter von Bildungsmächten geformt waren, die im Schatten Napoleons standen. Die bürgerlichen Tugenden des Genfer Protestanten, Nüchternheit und Fleiß, wuchsen in der napoleonischen Armee unter dem hinreißenden Zeichen des kaiserlichen Adlers und allem, was an Ehre und weltgeschichtlicher Größe sich daran geheftet hatte, zu jener ritterlichen Besonnenheit und strahlenden Willenskraft empor, die er in allen seinen Unternehmungen an den Tag gelegt hat.

Die Biographie von Eduard Chapuisat ist seit langem mit Spannung erwartet worden. Die Lebensbeschreibungen des Generals von Senn-Barbieux oder G. F. Ochsenbein, die früher fast in jedem Schweizerhaus zu finden waren, sind längst veraltet. Es war an der Zeit, nicht nur die zahlreich gewordenen, speziellen Untersuchungen zusammenfassend zu verwerten, sondern auch aus der Fülle von neuen geschichtlichen Kenntnissen Nutzen zu ziehen, die über die ganze Epoche von 1815—1874 von den Forschern gewonnen worden ist. Vor allem aber mußte endlich der reiche schriftliche Nachlaß Dufours in wissenschaftlicher Weise zu Rate gezogen werden. Eduard Chapuisat, als hervorragender Kenner der Geschichte und Kultur von Genf, war zu dieser Aufgabe besonders berufen. Er durfte das Dufour-Archiv, das im Besitze von Mme de Beaumont-L'Hardy ist, einer Enkelin des Generals, in reichem Maße benützen und daraus eine große Reihe wichtiger Briefe zum ersten Male der Öffentlichkeit übergeben.

Das Lebensbild, das Chapuisat uns entwirft, weicht in den großen Umrissen nicht von der Überlieferung ab. Er hat es aber durch eine Fülle von neuen Einzelzügen zu bereichern vermocht. Das intime Leben von Dufour, sein Fühlen und Denken, seine noble Empfangungsweise wird uns an mancher Episode reizvoll vor Augen geführt. Das Geschichtsbild erhält dadurch eine gewinnende Menschlichkeit. Um so mehr, als man nirgends auf eine Spur von forcierter Heroisie-

---

<sup>1</sup> Le Général Dufour 1787—1875 avec 8 Hors-Texte, 247 p. Librairie Payot & Cie., Lausanne.

zung stößt. Auch das andere Hauptübel der modernen Biographen, daß alles psychologisch zerredet wird, trifft man nicht an. Chapuisat hält sich mit einer liebevollen Akuratesse an das Tatsächliche. Getreu dem alten plutarchischen Vorbild, vertraut er auf die Wirkung anekdotischer Züge. Köstlich ist da zum Beispiel ein kleines galantes Abenteuer des jungen napoleonischen Offiziers erzählt, der einer behüteten Schönen in Korfu seine Verehrung nicht anders zukommen lassen kann als mit einem Brief, der an einen Pfeil gebunden, durch eine offene Balkontüre geschossen werden mußte. Die Huldigung war aber so undurchsichtig adressiert, daß nicht nur die Angebetete, sondern auch deren Schwester dem Bogenschützen antwortete, der sich aus dieser Verlegenheit so wenig zu ziehen wußte, daß das Abenteuer im Sande verlief. Eine andere hübsche Anekdote berichtet, auf welche Weise der General erfuhr, daß der Staatsstreich seines Schülers und Freundes Louis-Napoléon gelungen war. Zwei Tage nach dem ereignisreichen 2. Dezember 1852 kommt die Köchin aus dem befreundeten Hause Binet-Hentsch voller Aufregung nach Contamines gelaufen und richtet die Botschaft aus: «Monsieur fait dire à Monsieur que Monsieur Napoléon a fait son Etat!» — Ich will nicht länger bei solchen reizvollen Kleinigkeiten verweilen, von denen das Buch eine Fülle enthält. Bedeutsamer ist es, wenn wir erfahren, daß der General während des Sonderbundfeldzuges ständig in der Satteltasche einen Band der Oden des Horaz mit sich führte, um in freien Augenblicken die zweite der großen Römeroden zu lesen: *Justum et tenacem propositi* . . . Die römischen Tugenden hatten ja in den Soldaten des ersten Kaiserreiches, denen Dufour einst angehörte, eine Erneuerung erfahren, die nicht nur rhetorisch war. Wie sehr die Lebensweisheit der antiken Stoiker Dufours männlichen Geist erfüllte, zeigt ein Brief an seine Frau aus dem Jahre 1837: «Ich halte mich jetzt an die Briefe von Seneca. Sie verschaffen mir die höchste Freude. Das ist ein Mann und ein Weiser! Er begnügte sich nicht mit schönen Reden, er lehrte durch sein Beispiel: er hat seine Anweisungen durch einen schönen Tod besiegelt. Aus einem einzigen seiner Briefe ist mehr zu lernen als aus allen Predigten der großen Kanzelredner. Die Weisheit, die er empfiehlt und lieben lehrt, ist nicht eine Weisheit, zu der nur Engel gelangen können; es ist menschliche Weisheit, zu unserem Gebrauche, befreit von all dem Kram, mit dem man sie sonst umgibt und unzugänglich macht. Ein goldenes Buch! Wie sehr sind die Alten uns Heutigen doch an Kraft des Gedankens und des

Charakters überlegen. Das sind Pyramiden, die den Jahrhunderten trotzen, neben unseren Baracken, die den Tag nicht überdauern . . .»

\*

Diejenige Seite von Dufours Wesen, die durch Chapuisats Darstellung am meisten neues Licht erhält, ist die bonapartistische. Die Eindrücke, die der junge Genfer an der Ecole polytechnique in Paris empfangen hatte, hafteten tief in seiner Seele. Die Schauer der Begeisterung, die sein Herz ergriffen bei den Paraden der großen Armee, zitterten bis zu seinem Lebensende nach in ihm, wenn er mit einem toten oder lebendigen Zeugen der napoleonischen Aera in Berührung kam. Er war als Offizierschüler an der Spitze der glorreichen Truppen marschiert, als Napoleon das Herz Vaubans in den Invalidendom überführen ließ; er war selber vor dem Kaiser gestanden, als dieser vor dem Louvre die Front der Zöglinge der Ecole polytechnique abschnitt. Als Offizier in der kaiserlichen Armee war sein ganzes Sinnen und Trachten erfüllt von dem Vorbild der großen Heerführer, deren ruhmreiche Namen durch ganz Europa hallten. Als die Garnison von Korfu, bei der er gedient hatte, unter den Salutschüssen der englischen Kriegsschiffe eingeholt wurde und der «Sceptre» mit den Heimkehrern an der Insel Elba vorbeifuhr, «wo bereits unser großer Kaiser war», wie Dufour schrieb, da hat der junge Offizier einen Augenblick erlebt und überwunden, der sein ganzes ferneres Leben bestimmte. Dem neuen Königstume konnte er nicht dienen: «. . . puisque servir la France n'est plus maintenant que porter la livrée de son roi; puisque la cause du prince n'est plus à mes yeux la cause de la Nation que j'ai tant aimée; puisqu'enfin on cherche à couvrir d'opprobre cette belliqueuse armée, dont j'ai eu le bonheur de faire partie, cette armée à qui on fait des crimes de ses victoires et dont les trophées sont pour elle des titres de persécution . . .» Diese Worte, die er nach dem Zwischenspiel der Hundert Tage an seinen väterlichen Vorgesetzten und Freund, den General Baudrand schrieb, zeigten sein echt soldatisches Herz: im Dienste stehen hieß für ihn im Dienste einer großen Sache stehen.

In dem gleichen Briefe ist auch sein Entschluß ausgesprochen, seine Kräfte nun in den Dienst seiner Heimat zu stellen: «Je serai cependant heureux, si, rentré dans la classe des citoyens suisses, je peux y trouver le repos de mon âme, heureux si mes faibles talents

peuvent être de quelque utilité à mes concitoyens . . . Le sort en est jeté . . .»

So vielfältig und fruchtbar er bald auch seine Schaffenskraft in seiner Vaterstadt und in der Eidgenossenschaft entfaltete, so fühlte er sich dennoch mit dem Genius der napoleonischen Armeen innerlichst verbunden. Er schreibt einmal an seinen alten Kommandanten, mit dem er bis an dessen Lebensende in vertrautem Briefwechsel blieb, daß er in seinen Mußestunden alle die vielen militärgeschichtlichen Bücher lese, die über die napoleonische Zeit erschienen; mit unaussprechlicher Freude verweile er in Gedanken bei den Armeen, mit denen er alles Unglück geteilt habe; manchmal vergesse er was aus ihnen geworden sei, wenn er ihnen auf die Siegesfelder nachfolge und sie über alle Feinde triumphieren sehe. «Hélas, je n'en faisais point encore partie, et quand je suis entré dans vos rangs, ce n'était que pour être témoin de revers sans exemple . . .»

Ohne das tiefe Treueverhältnis Dufours zu den geistigen und moralischen Werten der napoleonischen Welt, ohne seine Verbundenheit mit der Tradition der ruhmvollen Armeen, ist seine Freundschaft mit den Napoleoniden, mit Louis-Napoléon und der Königin Hortense vor allem, eine Freundschaft, die für die politischen Geschieke der Schweiz zu Zeiten von entscheidender Bedeutung war, nicht verständlich. Der Briefwechsel zwischen Dufour und Louis-Napoléon, auf den Chapuisat sich stützen kann, ist überaus aufschlußreich. Er ist für beide Beteiligten in gleichem Maße ehrenvoll. Für Napoleon, weil er sich darin von seiner menschlich sympathischsten Seite zu erkennen gibt, indem er eine liebe-, ja ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit und Dankbarkeit an seinen ehemaligen Lehrer und Berater an der Artillerieschule in Thun bis an sein Lebensende bekundet. Für Dufour, weil darin seine soldatische Treue, seine Hilfsbereitschaft so weit sie mit seiner schönen Devise: «Honneur et Franchise» vereinbar war, und seine tiefe menschliche Anteilnahme an dem Unglück des Kaisers, nach dem Tag von Sedan ergreifend zum Ausdruck kommen. Wie hätte ein ehemaliger Offizier des ersten Kaiserreiches vom Schlage Dufours in dem Augenblicke etwas anderes als hohe Genugtuung empfinden können, da er von einem Nachkommen Bonapartes, der zudem sein Schüler gewesen war — und ein Schüler, der seine Achtung und Bewunderung errungen hatte — die Botschaft zugesandt bekam: «Das Rad hat sich gedreht! Das Kaiserreich ist wieder erstanden! Sankt-Helena und Waterloo sind gerächt!» — Das Kaiserreich erwies sich als eine

Chimäre von kurzer Dauer. Dufour hat die Tuilerien in ihrem Glanze erlebt. Der schlichte Schweizer ist mit Auszeichnungen und echten Freundschaftsbeweisen überhäuft worden. Aber nach dem Débaclé hat der gefangene Franzosenkaiser wahrscheinlich keinen edleren Tröster gehabt, als General Dufour. Die Briefe, die er von ihm in Wilhelmshöhe und in England erhalten hat, sind des Schülers von Seneca würdig.

\*

Es ist hier ein gewisser Nachdruck auf den Bonapartismus Dufours gelegt worden. Nicht nur weil er durch die dokumentarische Darstellung Chapisats in ein breiteres Licht gekommen ist. An keiner andern Gestalt unserer Geschichte — so scheint mir — als der Dufours läßt sich eindrücklicher erkennen, unter welchen Umständen und in welcher Weise «fremder Geist», «ausländisches Ideengut», «jenseits der Grenze Geholtes» zur segensreichen, geschichtsbildenden Kraft innerhalb des Vaterlandes werden kann.

Es hat glanzvolle napoleonische Offiziere schweizerischen Geblütes gegeben, wie zum Beispiel den General Jomini; aber sie haben fast immer wie dieser in der Armee des großen Korsen das Vaterland verloren. Dufour hat es nicht nur in seinem Herzen bewahrt, er hat es auch vor sich selber bewahrt und ihm eine neue kraftvolle Wehr nach außen gebaut. Er gehörte zu denjenigen Schweizern, von denen Sainte-Beuve einmal geschrieben hatte: «Les Français, ceux qui n'ont habité que la France ne savent pas ce que c'est qu'un Suisse. Le Suisse a cela de propre et de particulier de rester le même et de son pays à travers toutes les pérégrinations et les nationalités. Qu'il aille en France, en Prusse, qu'il entre au service des tzars ou des rois, il reste Suisse au fond du cœur. Tout vrai Suisse a un ranz éternel au fond du cœur . . .»

Er hatte nur einen Gedanken, unter den er seine Lebensarbeit stellte: die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft. «Nicht nur auf den Willen kommt es an», schrieb er einmal, «sondern auf die M ö g - l i c h k e i t, die schweizerische Unabhängigkeit unter allen Umständen, gegen wen es immer sei, zu verteidigen. Ist die Neutralität nur durch Verträge gesichert, ist sie ein leeres Wort!» Er trug in sich einen tiefen Glauben und ein leuchtendes Bild des eidgenössischen Bundes. In den Dienst des Bundes stellte er alle seine Tatkraft und Erfahrung. Alles was an geistigen und moralischen Werten der

napoleonischen Welt in ihm lebte, verwandelte er dadurch in aufbauende vaterländische Kraft und echten Schweizergeist, daß er sie mit tiefster Hingebung in den Dienst des Bundes und dessen innern und äußern Erneuerung stellte. Das innere Leben der Schweiz wird dürftig, wenn sie die geschichtsbildenden Mächte, durch die die großen Nachbarländer bewegt werden, nicht auch in ihren Körper strömen läßt. Dieser Körper wird aber vergiftet und geht zugrunde, wenn der Einstrom die Schwachen und Schwankenden ergreift, wenn das Nachahmen, Nachreden, Nachempfinden überbietet. Trifft aber der Anhauch fremder geschichtsbildender Kräfte die Starken und Lauteren, entwickelt und festigt er deren moralische und geistige Kräfte, Kräfte, die opfermütig eingesetzt werden, um der Einigkeit und Unabhängigkeit des eidgenössischen Bundes zu dienen, dann ist dieser Anhauch ein schöpferischer Atem, segensreich für Volk und Land. Wir nehmen aktiv an den geschichtlichen Wandlungen und Schicksalen um uns nur teil durch das Medium starker, schöpferischer Persönlichkeiten.

P E T E R   G A N

## **Preislied auf einen Glasbläser**

Sieh ihm zu, dem Schöpfer und Verweser  
dieser diaphanen Wunderwelt!  
Seinen Lebensatem bläst der Bläser  
zart in die Zerbrechlichkeit der Gläser,  
die er drehend in die Flamme hält.

In der Feuertaufenglut des Gases  
läutert er die stumme Werdepein  
eines schlanken Venezianer Glases,  
vorbestimmt dereinst in der Oasis  
der Vitrine nichts als da zu sein.

Eine weiße unter bunten Röhren  
wählt er dann und füllt sie mit Figur.  
Sieh, da tritt aus dunkelhohen Föhren,  
Sankt Huberti Mordlust zu betören,  
kreuzgeschmückt ein Glashirsch auf die Flur.